

Zeitschrift: Jahrbuch Oberraargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberraargau
Band: 40 (1997)

Artikel: Johann Heinrich Pestalozzi und Albert Bitzium VDM : Pestalozzis Langenthaler Rede und ihre Beziehung zu Jeremias Gotthelf
Autor: Multerer, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071361>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johann Heinrich Pestalozzi und Albert Bitzios VDM

Pestalozzis Langenthaler Rede und ihre Beziehung zu Jeremias Gotthelf

Thomas Multerer

Im März 1825 kehrte Pestalozzi von Yverdon, dem Schauplatz seiner grössten Erfolge, auf den Neuhof bei Brugg zurück. Er dachte aber nicht daran, trotz des Zusammenbruchs des Unternehmens von Yverdon, sich vor der Welt zu verschliessen. Bereits im Mai besuchte er die Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft im nahen Schinznach. Er gehörte der Gesellschaft seit mehr als einem halben Jahrhundert an und hatte aus den Reihen der Mitglieder Förderer und Freunde gewonnen. Kaum einer dieser frühen Freunde lebte noch. Trotzdem hatte die Gesellschaft Pestalozzi nicht vergessen. Als er sich in Schinznach bescheiden auf die hinterste Bank setzen wollte, wurde er sofort nach vorne gerufen, um neben dem Präsidenten Platz zu nehmen. Mit grosser Mehrheit wählte ihn die Versammlung sodann zu ihrem Vorsitzenden für das Jahr 1826. Mit dieser Wahl war die Verpflichtung verbunden, an der nächsten Jahresversammlung zu sprechen. Als Tagungsort für 1826 wurde Langenthal bestimmt. Tief gerührt nahm Pestalozzi Wahl und Verpflichtung an und versprach, im Oberaargau über Vaterland und Erziehung sprechen zu wollen.

So reiste denn Pestalozzi am 26. April 1826, einem unfreundlichen, rauhen Nachwintertag, nach Langenthal. Er soll von der Bevölkerung sehr herzlich empfangen worden sein; auch war er in Langenthal kein Unbekannter. Immerhin hatten im Jahre 1817 acht Langenthaler die grosse Cotta-Ausgabe seiner «sämtlichen Werke» subskribiert. Die ganze Stadt Bern brachte es dagegen nur auf ganze zehn Exemplare. Die Versammlung fand im grossen Saal des Hotels Bären statt. Die Tagung in Langenthal war einer von Pestalozzis glücklichsten Tagen. Er wurde auf Händen getragen, überall begegneten ihm Hochachtung und Anerkennung. Trotzdem war die Freude nicht ganz ungetrübt, wie es in Pestalozzis langem Leben kaum je ungetrübt Freude gegeben hat. Sein ehemaliger

Mitarbeiter aus Yverdon – Niederer – hatte sich veranlasst gefühlt, die Helvetische Gesellschaft vor Pestalozzi zu warnen, dessen Rührung sei nur gespielt, er sei darin «ein vollendeter Schauspieler», die Gesellschaft solle verhindern, dass Pestalozzi ihre Versammlung zum «Tummelplatz der Leidenschaften» mache. Pestalozzi meinte zu den Ehrungen, die ihm zu teil wurden, dass «man ihm wohl viel Schönes ins Angesicht» sage, man müsse aber auch hören, «was man hinter seinem Rücken von ihm sage». Dennoch überwiegen in Langenthal Glück und Genugtuung. «Er fühlt es und sagt es auch: Dies ist der Dank meines Landes! Und alle bitteren Jahrzehnte wiegen nun die eine Stunde nicht auf, da er sich im Kreise dieser Männer und Jungmänner als eine Lebensquelle fühlt, die immer noch über den Rand zu fließen vermag. Er kommt beschüttet vom Glück und mit der seligen Wehmut heim, dass es sein letzter Tag in ihrem Kreis gewesen sei, weil er ein Nocheinmal nicht ertrüge.» So Wilhelm Schäfer in seinem Pestalozzi-Roman «Lebenstag eines Menschenfreundes».

Lang ist die Liste der Teilnehmer, viele in der Schweizergeschichte des letzten Jahrhunderts bedeutende Persönlichkeiten finden sich eingetragen. An Bedeutung und Berühmtheit überragt sie aber alle ein Mann, der sich selbstbewusst mit «Albert Bitzios VDM» (Verbi divini minister = Diener des göttlichen Worts) in die Präsenzliste eingetragen hat.

Man kann nun nicht sagen, der greise Pestalozzi und der junge Vikar Bitzios aus Herzogenbuchsee seien in Langenthal zusammengetroffen. Ein Zusammentreffen war es nicht, auch keine Begegnung. Pestalozzi hat Albert Bitzios – einen Jeremias Gotthelf wird es erst zehn Jahre später geben – bestimmt nicht einmal wahrgenommen, er konnte ihn gar nicht kennen; und dass beide Persönlichkeiten ein Wort gewechselt hätten, ist so gut wie ausgeschlossen. Gotthelf spricht später nie von seinem Besuch im «Bären», er erwähnt Pestalozzis Rede nirgends. Vielleicht hat ihn das Auftreten Pestalozzis auch nicht besonders beeindruckt. Dieser war zu gerührt, zu schwach, um die Rede selber zu halten. Sie wurde vom Sekretär der Gesellschaft verlesen. Dies hat den Vortrag bestimmt beeinträchtigt, wenn nicht in seiner Bedeutung, so doch in seiner Wirkung. Zudem enthält die Rede keine neuen Gedanken, nichts, was man aus Pestalozzis bisherigen Schriften nicht bereits kennen konnte.

Man darf also Gotthelfs Anwesenheit bei der Rede Pestalozzis in Langenthal nicht stilisieren und zur Bildung von Legenden missbrauchen – wie Walter Nigg es tut: «In der Stunde zu Langenthal ist Gotthelf aus ei-

nem blossen Leser von Pestalozzis Schriften zu seinem wahren Schüler geworden, zum kongenialsten Schüler, den Pestalozzi je in der Schweiz gefunden hat. (...) Gotthelf nahm aus Pestalozzis Hand die lodernde Fackel, er hielt sie hoch und zündete damit in seine Zeit hinein. Er ist Elisa, auf den Pestalozzi, einem Elias gleich, seinen Mantel geworfen hat, und er führte sein Werk in Helvetiens Gauen fort.» (Walter Nigg: Wallfahrt zur Dichtung).

Die Bedeutung der gleichzeitigen Anwesenheit beider liegt auf einer höheren, gleichsam symbolischen Ebene. Es ist eine fast mythische Gleichzeitigkeit: An diesem 26. April 1826 sind zwei wirklich kongeniale Menschen in Langenthal gewesen, und ihre gemeinsame Anwesenheit hat einen tieferen Sinn. Die Beziehung Pestalozzis zu Gotthelf in Langenthal ist nicht kausaler Art. Nicht weil Gotthelf Pestalozzis Rede gehört hat, ist er Nachfolger oder gar Jünger geworden; nicht weil Gotthelf Pestalozzi gelesen hat – übrigens wohl gar nicht besonders fleissig – übernimmt er dessen Gedankenwelt, sondern es treffen hier zwei Menschen zusammen, die gleichsam durch einen unterirdischen Strom des Denkens verbunden sind, deren Bild vom Menschen aus einer gemeinsamen tieferen Quelle kommt. Eine Gemeinsamkeit verbindet beide, deren sich Gotthelf gar nicht bewusst war, sie war ihm wohl einfach selbstverständlich. Pestalozzis Rede löst in Albert Bitzios nichts aus, da alles schon da ist, er findet sich und sein Denken in Pestalozzis Worten bestätigt, was ihn aber in keiner Weise erstaunt. Und in der Tat: Liest man die Langenthaler Rede in Kenntnis von Gotthelfs Welt- und Menschenbild in seinem Werk, erscheint sie wie ein Programm eben dieses Werks. Pestalozzi sagt in der Langenthaler Rede als Denker das, was Gotthelf später in seinem Werk als Dichter gestaltet.

«Von Vaterland und Erziehung» oder «Wie kann man den Gefahren des Fabrikelendes und des Proletarismus wirksam entgegentreten?»

Pestalozzi versprach in Schinznach, von Vaterland und Erziehung sprechen zu wollen, wenn «Gott ihm noch ein Jahr schenke». Damit charakterisiert er seinen Vortrag zu bescheiden, denn die Langenthaler Rede kann als sein geistiges Testament bezeichnet werden. Zwar hat er nur über das Vaterland gesprochen, zu einem Vortrag über Erziehung reichte

die Zeit nicht. Pestalozzi hat darum diesen zweiten Teil schriftlich als Skizze formuliert und ihn den Tagungsakten beigelegt. Ob Albert Bitzios diese Skizze gekannt hat, ist ungewiss und wenig wahrscheinlich.

Pestalozzi entwirft ein weitläufiges Bild seiner Zeit und seiner Gesellschaft, «er wies die entlegenen und die näheren Quellen der Verderbnis in unserem Vaterlande nach, aber auch die Heilquellen». Und wenn wir der Rede einen Titel in unseren Worten geben müssten, so würde er wohl etwa lauten: «Wie kann man den Gefahren des Fabrikelendes, des Fabrikgeistes und des Proletarismus wirksam entgegentreten?» Ein für das Jahr 1826 eigentlich erstaunlich vorausblickendes Thema. Wir versuchen in der Folge, einen zusammenhängenden Überblick über die Rede Pestalozzis zu geben, bevor wir uns der Frage zuwenden, inwiefern sein Denken auch das Denken Gotthelfs ist. Pestalozzis Stil ist manchmal äusserst komplex und umständlich, so dass es nicht erstaunt, wenn der Vortrag einem Zuhörer als «endlose Schraube» vorkam, was aber für einen Leser der Rede kein zutreffendes Urteil ist.

Pestalozzi entwirft eingangs ein idyllisches Bild der Urschweiz. Aus den Tugenden und dem Gemeinsinn der Urväter sei der erste Bund der Eidgenossen entstanden. Von der Natur sei dies Land zwar benachteiligt worden, durch seine vielen Berge, aber gerade die Kargheit habe diesen Gegenden Schutz, Spielraum und Selbständigkeit gewährt, den Gemeinsinn gefördert. Pestalozzi bezeichnet es als Glücksfall, dass sich später Gebirgsorte mit städtischen Orten haben verbinden können, ohne dass es zum Bruch des Bundes gekommen wäre. «In dieser ursprünglichen Vereinigung zwei so wesentlich heterogener Elemente in eine enge Staatsverbrüderung, kannten die einzelnen Teile des neuen Staatskörpers kein allgemeines, in bestimmte Formen geordnetes (...) inneres Staatsrecht, als dasjenige, das sich für einen jeden Teil aus der Natur und dem Wesen der Briefe (...) unserer einzelnen Städte und Länder selber ergab, aber in der Einfachheit, Unschuld und Edelmuth der bestehenden Gewalten in jedem Kanton als das Fundament sowohl des allgemeinen Landessegens als auch der allgemeinen Landesrechte anerkannt und mit heiliger Ehrfurcht ins Auge gefasst und behandelt wurde.» Durch gegenseitige Achtung und «menschenfreundliche Mässigung» funktionierte der Bund lange Zeit, Stadt und Land profitierten voneinander, solange der Bund durch Treu und Glauben, also von innen her gestützt wurde. Pestalozzi nennt diesen Bund eine «Unschulds-einrichtung».



Das Hotel Bären in Langenthal, wie es zur Zeit von Pestalozzis Langenthaler Rede ausgesehen hat.

Pestalozzi sieht den Wert und die Bedeutung des alten Bundes verklärend in folgendem Prinzip verwirklicht: Es besteht ein Gleichgewicht zwischen ländlicher, sittiger, christlicher Tugend einerseits und Weltsinn, Weltgewandtheit und Weltoffenheit der Städte andererseits. Im Ausgleich dieser beiden Kräfte sieht Pestalozzi das tragende Fundament des eidgenössischen Staatsgebildes.

Dieses Goldene Zeitalter des Ausgleichs ging mit den Burgunderkriegen zu Ende, das Gold der Schlachtfelder von Murten und Grandson weckte die Habgier; und das Stanser Verkommen – so Pestalozzi – habe die gegenseitige Achtung durch Selbstsucht und Machtstreben ersetzt. Unser Land verdanke die Rettung letztlich allein dem Umstand, dass der alte Schweizer Geist des Gleichgewichts im Volke noch stark genug gewesen sei.

Pestalozzi sieht die Dekadenz der Eidgenossenschaft fortschreiten: In den Städten beginnen einzelne Familien, die in ausländischen Diensten als Söldner Erfahrungen im Kriegshandwerk und in der Verwaltung gesammelt haben, den werktreibenden Bürgerstand aus den öffentlichen Ämtern zu verdrängen, ja ihm sogar die Fähigkeiten zum Amte abzu-

sprechen. «Die näheren und entferntern Verwandten der Militärpersonen, die einen hohen Rang im Auslande besaßen, fanden sich schon seit sehr langem nicht mehr behaglich in den Werkstätten ihrer Väter und Grossväter, und fremdartige Lebensweisen und Berufsarten gefielen ihnen (...) besser als die Lebensweise ihrer Vorfahren. Schreiberstellen im Regierungs- und Privatdienst, Plätze in Tribunalen, Rechtsdienste, Ehrendienste, Verwaltungsstellen, kurz Berufsarten, die das beschwerliche und Unaesthetische auch einträglicher Handwerke nicht an sich trugen und sich etwas mehr den Sitten, Gewohnheiten und Lebensweisen eines, von dem gemeinen Volk unterschiedenen, scheingebildeten Zeittons näherten, wurden den gemeinen bürgerlichen Berufen und auch den einträglichsten Handwerken vielseitig vorgezogen.» Diese neue Gesellschaftsschicht umgibt sich in den Städten mit einer Scheinkultur, mit einer vermeintlichen Bildung, die sie angeblich allein für öffentliche Ämter befähigt. Wer etwas scheint, nicht wer etwas ist, kommt in die höchsten Ämter.

Diesem verderblichen Prozess gebietet die Reformation einen vorläufigen Einhalt. Pestalozzi vergleicht den Kampf um die Glaubensfreiheit mit dem Kampf um die «bürgerliche Freiheit», welche seine unmittelbaren Vorfahren haben erkämpfen müssen. Der Geist der Reformation ist für ihn dem altschweizerischen Geist verwandt. Die Reformation ist eine sehr glückliche Epoche und für unser Land segensreich gewesen: «Diese glückliche Epoche stärkte den Fleiss und die Gewerbsamkeit in Verbindung mit allen sittlichen Fundamenten des häuslichen und bürgerlichen Wohlstandes, in allen Städten, die die Reformation annahmen, mit einer bewundernswürdigen Kraft und Schnelligkeit. (...) Auch mehrte sich seit dieser Epoche der häusliche und bürgerliche Wohlstand der bedeutendsten Kantone unseres Vaterlandes in einem auffallend hohen Grad.» Die Reformation bringt jenes Gleichgewicht von christlichem Geist und Weltoffenheit der Eidgenossenschaft wieder zurück, welches ihr die Reisläuferei und ihre Folgen genommen haben.

Die reformierten Kantone verwirklichen die Synthese eines den Handel, die Politik und den Erwerb kontrollierenden Christentums. Pestalozzi unterscheidet in der Analyse des Entwicklungsstandes der Schweiz seit den Glaubenskämpfen klar protestantische und katholische Gebiete und stellt fest, dass die protestantischen Gebiete in der wirtschaftlichen Entwicklung den katholischen weit vorausgeeilt waren. Der Zusammenhang zwi-

schen protestantischer Religion und wirtschaftlicher Prosperität im Sinne einer Synthese wird bei Gotthelf eine wichtige Rolle spielen.

Erst jetzt kommt Vater Pestalozzi – wie ihn der Versammlungsbericht mehrfach nennt – zu seinem eigentlichen Thema: «Dieser Zustand (der glückliche Zustand der Synthese und der «menschenfreundlichen Mässigung») dauerte so lange, bis im Anfang des vorigen Jahrhunderts (also um 1700) die Folgen einer unpassenden, wie aus den Wolken herabgefallenen Steigerung eines unnatürlichen, in unseren Lagen und Verhältnissen keinen sicheren Boden findenden Fabrikverdiensts und Geldreichtums die wesentlichen Fundamente des Ebenmasses unseres bisherigen Wohlstandes auf mehreren bedeutenden Punkten des Vaterlands aus den Angeln hob.» Das einträchtige Zusammenleben wurde durch die plötzlich reich gewordenen Fabrikanten schwer beeinträchtigt. Der handwerkliche Mittelstand war materiell nicht in der Lage mitzuhalten, er verarmte oder wurde gesellschaftlich bedeutungslos. Auch für die ländliche Bevölkerung brachte der Wandel keinen Segen: Die Landpreise verdoppelten sich und machten damit ein selbständiges Bauerntum fast unmöglich, die Dorfbewohner wurden eigentumslos oder mit gewaltigen Schulden belastet. Dies alles begann, die sittlichen und religiösen Grundlagen des Volkslebens zu zerstören, den Segen der Synthese aufzulösen. Das Proletariat entstand. Die ganze Situation wurde in ihrem Elend noch verschärft durch den Umstand, dass zu Beginn des 18. Jahrhunderts die industriellen Produkte aus der Eidgenossenschaft besonders gefragt waren. Unser Land folgte in der industriellen Revolution England an zweiter Stelle, hatte also den meisten anderen Ländern Europas gegenüber einen Vorsprung; deshalb die rasche Zunahme der geschäftlichen Erfolge. Es wurde in unserem Lande fast ausschliesslich für den Export produziert. Pestalozzi sieht darin ein vergängliches Scheinglück, das nur so lange währen konnte, bis die anderen Staaten auch industrialisiert waren. Aber Verdienst und Luxus waren da und – so Pestalozzi – haben das Volk verdorben, jenen alten Geist der Väter begraben. Der «Erwerbsgeist der Väter» verwandelte sich in einen «verwöhnten Verbrauchsgeist». Das Zunftwesen – Ausdrucksform jener Synthese von Christentum und Politik, das über sehr lange Zeit hinweg das Entstehen von Grossbetrieben verhindert hatte, «damit der Reiche den Armen nicht verderbe» – wie es in manchen Zunftgesetzen heisst – verlor seine Macht und seinen Einfluss.

Hier gilt es, einem Missverständnis vorzubeugen. Wenn Pestalozzi von ei-

nem Fabrikverdienst spricht, dürfen wir uns nicht Fabriken des industriellen Zeitalters mit rauchenden Schloten und Fliessbändern vorstellen. Am Anfang des 18. Jahrhunderts gab es das noch nicht.

Pestalozzi spräche heute nicht von Fabriken, sondern von Manufakturen, handwerklichen Betrieben in der Zeit des Frühkapitalismus, welche vor allem in Heimarbeit herstellen liessen. Und er hat hier vor allem die Textilindustrie der Ostschweiz und seines Heimatkantons Zürich im Auge. Zudem verfügte er über einschlägige Erfahrungen: Er war von 1796 – 1798 als namengebender Associé an einer Seidenweberei in Zürich Fluntern beteiligt. Aber Pestalozzis Worte hatten auch im Oberaargau eine besondere Aktualität. Ende des 18. Jahrhunderts erreichte die Leinwandproduktion im Oberaargau ihren Höhepunkt. Spinnerei und Weberei, als Heimarbeit, waren in den Dörfern des oberen Langetentales angesiedelt, die Veredelung konzentrierte sich auf den Raum Langenthal – Lotzwil. Im Jahre 1826, als Pestalozzi in Langenthal spricht, hat das Oberaargauer Leinwandgewerbe den Zenith überschritten und leidet an der erdrückenden ausländischen, vor allem englischen Konkurrenz durch billiges Maschinengarn. Im Kanton Bern wurde an Handwebstühlen im Webkeller gewoben. Gotthelfs zweiter Roman, der «Schulmeister», wird ausführlich von diesem Untergang der Oberaargauer Leinwandproduktion berichten. Pestalozzi charakterisiert mit seiner Analyse der Zürcher Situation auch die Verhältnisse im bernischen Oberaargau.

Pestalozzi kann sich nun fast nicht genug tun, die Verderbnis des Fabrikverdienstes zu geisseln. Er spricht vom «Traumleben des 18. Jahrhunderts», vom «Gesindelleben der Menge», «Leichtsinn des Zeitgeistes», sieht die Existenz des Vaterlandes bedroht.

Im Augenblick der Not wird nun in Schinznach die Helvetische Gesellschaft gegründet, die in ihrem Bestreben, alles zu erforschen und zu umschreiben, was helvetischer Eigenart ist, ein Bollwerk bilden soll gegen diese wirtschaftlichen Entwicklungen. Auch Gotthelf hat später die Gründung der Helvetischen Gesellschaft ausserordentlich hoch eingeschätzt. Er sieht darin fast einen zweiten Rütli-Schwur.

Die Langenthaler Rede Pestalozzis muss Stunden gedauert haben, wurde sie tatsächlich in der heute vorliegenden Fassung verlesen. Dass es bloss eine «dritthalbstündige Rede» gewesen sein soll, wie der Tagungsbericht vermerkt, scheint kaum glaubhaft. Denn erst jetzt kommt Pestalozzi zur eigentlichen Hauptfrage, zum Thema. Wie kann die drohende Proletari-



Kirche Herzogenbuchsee. Als Albert Bitzios hier Vikar war, wohnte er im Haus rechts der Kirche.

sierung unserer Bevölkerung verhindert werden? Pestalozzi sieht die Heilquellen vor allem in «einer Umkehrung unseres gewohnten Routinedenkens». «Ich darf wohl sagen, wir bedürfen diesfalls in uns selbst eines erneuerten Geistes, eines erneuerten Herzens und sehr veränderter Massregeln.» Wir erreichen dies, kurz gesagt, durch zwei Heilmittel: Erstens durch Sparsamkeit und zweitens durch Erhaltung und Steigerung der Erwerbskraft des Volkes durch Erziehung. «Wir sind in ökonomischer Hinsicht in grossen Partien in einen Zustand versunken, in dem wir uns der Volksbildung halber nicht mehr den bisherigen Täuschungen überlassen dürfen.» Nur durch die «Erhöhung der intellektuellen und der Kunstkräfte» – der geistigen und manuellen Talente also – können die ökonomischen Verhältnisse in unserem Land wieder gesunden. Endlich ist Pestalozzi bei der Hauptsache angelangt: Welcher Art muss diese Erziehung sein, wenn sie solche Ziele erreichen will? Es darf niemals eine Bildung sein, «worin sie (die Kinder) durch jeden Brosamen oberflächlicher, wissenschaftlicher Kenntnisse mehr gehindert als befördert wer-

den». Nicht wissenschaftliche Bildung, vor allem aber – noch viel schlimmer – nicht pseudowissenschaftliche Scheinbildung ist Gegenstand der Erziehung. Die Schule muss tüchtig machen zur Arbeit, zum Handwerk und zur Fabrikarbeit. Sie muss leistungsfähig machen; die Menschen – und gerade jene der mittellosen Klasse – zum Leben befähigen. Eine Scheinbildung ist verderblicher als gar keine Bildung.

Es geht Pestalozzi keineswegs um die Beseitigung der industriellen Entwicklung, er will das Rad der Zeit nicht zurückdrehen. «Es ist in unserer Lage gar nicht um die Entfernung der Industrie aus unsern, sie jetzt gefährdeten Gegenden, sondern um die Erneuerung ihrer Segensfundamente zu tun.» Durch Erziehung wird jener Ausgleich zwischen christlichem Geist und weltlichem Geld wieder erreicht. Doch Handeln tut not, die Zahl der besitz- und mittellosen Menschen, die ihre Kraft nicht mehr in den Dienst ihrer Erwerbsfähigkeit stellen können, wächst täglich. Der einzelne Privatmann kann hier nichts mehr ausrichten. Es ist Pflicht des Vaterlandes und vaterländische Pflicht, der um sich greifenden Armennot mit aller Kraft zu begegnen. Armennot beseitigt man nicht mit mehr Mitteln, ihr ist nur beizukommen, wenn man «seine Armen als Arme erzieht». Das Vaterland ist aufgerufen, «sie von der Wiege auf zu ununterbrochenem Gebrauch ihrer Kräfte und Anlagen zu bilden, ihre überlegte und erfinderische Tätigkeit zu beleben und ihnen besonders eine anhaltende Ausharrung, Anstrengung und Gewandheit in den täglichen Erfordernissen ihres Berufslebens gleichsam zur anderen Natur zu machen». Doch diese Erziehung kann die gesteckten Ziele nur dann erreichen, wenn sie alle Stände unseres Volkes erreicht und einbezieht. Wir bedürfen einer allseitigen und tiefgreifenden Volkskultur, einer Art Nationalerziehung.

Pestalozzi sieht wohl, dass auch die anderen Länder Europas mit den gleichen Problemen kämpfen. Allen voran England, das in der industriellen Entwicklung am weitesten vorausgeschritten ist. England hat die «unermesslichen Geldresultate» seiner Industrie teuer mit der ins «Unermessliche steigenden Vermehrung seiner eigentumslosen Menschen» bezahlt; so dass es nun «am Vorabend von öffentlichen Landesgefahren» steht. Pestalozzi sagt dies mehr als zwanzig Jahre vor dem Kommunistischen Manifest!

Wir fassen Pestalozzis Langenthaler Rede zusammen: Er sieht die Geschichte der Schweiz als eine grosse Geschichte der Dekadenz. Als eine

Geschichte des zunehmenden Verlustes der urschweizerischen Kräfte der «menschenfreundlichen Mässigung», als ein dauernder Kampf auch um eine Synthese von christlichem Geist und christlich-demütiger Lebenshaltung einerseits und Weltoffenheit, welche mit dem Weltgetriebe umzugehen versteht, andererseits. Diese Synthese ist der Garant für ein moralisch aber auch wirtschaftlich gesundes und in jeder Beziehung stabiles Staatsgebäude.

In der Zeit der Burgunderkriege beginnt dieses Gleichgewicht sich aufzulösen. Habgier macht sich breit, Weltoffenheit wird nicht mehr von einem christlichen Denken kontrolliert. Es entsteht eine Scheinkultur, welche politische Tätigkeit gleichsam von ihrer religiösen Basis und damit auch von der Scholle löst und damit zu Spiel und reinem Machtstreben verkommen lässt. Nur in der Reformation sieht Pestalozzi den Ausgleich wieder erreicht.

Die Dekadenz, der Verlust des Schweizer Geistes des Gleichgewichts bricht endgültig aus in der Zeit des ersten Schubes der industriellen Revolution. Der Fabrikverdienst, das leichte Geld einerseits, das Proletariat andererseits, haben jene Kräfte, die die «Unschuldsnation» Eidgenossenschaft zusammengehalten haben, zerstört.

Nur ein Mittel gibt es für Pestalozzi gegen diese Entartung, gegen diesen «Leichtsinn des Zeitgeistes». Und das ist Erziehung. Keine Wissenschaft, vor allem keine Scheinbildung, die zu nichts nütze ist, sondern eine Bildung, die auf christlichem Fundament steht und den Menschen befähigt, sich zurechtzufinden, den Aufgaben, die das Leben ihm stellt, gerecht zu werden.

Jeremias Gotthelf: «Geld und Geist» – Politik und christliche Tugend

Abgesehen von Sprache und Stil könnte diese Langenthaler Rede Pestalozzis ebenso gut von Jeremias Gotthelf sein. Es gibt keinen Gedanken- gang in dieser Rede, der in Gotthelfs Werk nicht dichterisch gestaltet wieder erscheint.

Gotthelf spricht zwar nirgends von Dekadenz, er verwendet eine andere, poetischere Terminologie. Er spricht von Politik. Politik ist für ihn – ein wenig vereinfachend – ein Synonym für Dekadenz, ein Sammelbegriff für jene Lebenshaltung, die nicht durchdrungen ist von christlichem Denken.

Wir zitieren aus dem Roman «Zeitgeist und Berner Geist»: «Was ist Politik? Im weitesten Sinne und objektiv genommen, ist es das äussere Verhältnis der Länder, der Stände, der Menschen untereinander, subjektiv bedeutet es die Ansichten des einzelnen über diese Verhältnisse. In guten Zeiten, wenn es christlich geht, so gut es hier auf diesem Erdboden möglich ist, wo weder Selbst- noch Genusssucht vorherrschen, jeder dem anderen das Seine gönnt, und ein Genügen hat, an dem, was Gott ihm beschert, wo überhaupt das Verhältnis zu Gott das eigentliche Leben des Menschen ist, da gibt es wenig, oder keine Politik im gemeinen Leben und in der Praxis der Menschen. (...) Werden aber die Verhältnisse in Frage gestellt, ob sie recht oder unrecht seien, entstehen darüber verschiedene Ansichten, entstehen Parteien, an welchen wir jetzt so übel leben.»

Gotthelf geht dann der Frage nach, warum die Verhältnisse in Frage gestellt werden und stellt dann fest, dass der Teufel im Paradies der erste Politiker gewesen sei, weil er das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen zerstört hat, dadurch, dass er Eva unzufrieden gemacht habe, eben an jenem Verhältnis.

Politik ist Krankheit – «eine wüste Cholera, über welche niemand Macht hat, als Gott alleine». Politik ist also ein Zustand, der überwunden werden muss. Es gibt eine höhere Ordnung, eine göttliche Ordnung, welche das regelt, was für das Zusammenleben der Menschen von Bedeutung ist. Politik entsteht erst dort, wo die christliche Ordnung den Menschen nicht mehr genügt, wo diese mutwillig die christliche Ordnung zerstören. Dadurch wird Politik zu einer «Lebens- und Weltanschauung, die alle Verhältnisse einfasst, der ganzen Menschheit sich bemächtigen will». Politik ist eine Weltanschauung gegen Gott.

Wird diese Form der Weltanschauung umfassend, dann verlässt Gott diese Welt, und sie bleibt zurück ohne Massstab, den Politikern überlassen. Diesen Zustand sieht Gotthelf in der Zeit der radikalen Berner Regierung eigentlich verwirklicht. Eine Welt, in der nur noch die Gesetze des Menschen gelten, nicht mehr jene Gottes, ist für Gotthelf ein Alptraum. Er nimmt hier vieles vorweg, was in der Mitte unseres Jahrhunderts unter dem Begriff der «verwalteten Welt» von sich reden gemacht hat.

«Ich meine, weil man den Gesetzen vertraute und mit ihnen für alles gesorgt zu haben glaubte und die Gesetze dem Buchstaben nach hand-



Herzogenbuchsee.

Das Pfarrhaus Herzogenbuchsee. Stich von Samuel Weibel (1771–1846).

habte, so vergass man über den Gesetzen die Liebe, die einzige Mutter aller Gaben, die Segen bringen, vergass über dem Leib die Seele; so bildete sich das gefräßige Ungeheuer, das überall unter dem Schilde der Gesetze hervor seinen hungrigen Leib hervorzudrängen beginnt» (Armennot).

Gotthelfs ganzes Werk beschreibt im Grunde immer wieder die Welt, in der die Gesetze des Menschen die Gesetze Gottes bedrohen und verdrängen, sein Werk handelt immer wieder von der Welt, in der gekämpft wird um die Synthese, welche Pestalozzi als Grundlage einer gesunden Gesellschaft ansieht.

Immer wieder geht es Gotthelf um die grosse Frage, wie der Mensch in den Anforderungen, welche Beruf und Erwerbsleben an ihn stellen, noch christlich leben kann. Und wie für Pestalozzi, so ist auch für Gotthelf ein richtiges Leben nur in einer Synthese beider Kräfte möglich. Dies gilt für das Leben des einzelnen, wie für das Leben eines Staates und Volkes. In diesen Grundpositionen stimmen Gotthelf und Pestalozzi völlig überein.

Und wie Pestalozzi sieht auch Gotthelf die Synthese in den Phasen der Schweizer Geschichte unterschiedlich verwirklicht.

Auch für Gotthelf ist die Reformation eine Zeit und eine Haltung, welche die Synthese verwirklicht. Pestalozzis oben zitierter Gedanke, dass der Geist der Reformation den «häuslichen und bürgerlichen Wohlstand in hohem Grad» gefördert habe, nimmt Gotthelf immer wieder auf. Karl Fehr nennt Gotthelf in seiner Biographie sogar einen «reformator perpetuus».

Ein paar wenige Stichworte müssen genügen, diesen Zusammenhang zwischen Pestalozzi und Gotthelf zu erläutern.

Das Wort «Beruf» verwendet erst Luther in unserem, gleichsam ethischen Sinn. Der lateinisch-katholischen Welt ist dieser Begriff fremd. Beruf ist für Luther der höchste sittliche Inhalt des Lebens. Berufsarbeit ist Gottesdienst. Leben ist Aufgabe. Wer sich entwickeln will, kann sich nur in der Welt entwickeln, nicht ausserhalb ihrer. Vielleicht kann man dies – etwas dunklerweise – als eine reformatorische Grundposition bezeichnen, welche in der Folge zu jener Prosperität geführt hat, die Pestalozzi hervorhebt. Der Weg des Menschen zu seiner Bestimmung führt nicht weg von der Welt, sondern in sie hinein, durch die Welt hindurch.

Das ist nun aber eine der Grundpositionen Gotthelfs schlechthin: Der

Mensch bildet sich in der Welt, der Weltflüchtling erfüllt seine Aufgabe nicht, auch wenn er noch so gottesfürchtig lebt.

Hören wir den Anfang von «Geld und Geist»: «Das wahre Glück des Menschen ist eine zarte Blume; tausenderlei Ungeziefer umschwirret sie, ein unreiner Hauch tötet sie. Zum Gärtner ist ihr der Mensch gesetzt, sein Lohn ist Seligkeit, aber wenige verstehen ihre Kunst, wie viele setzen mit eigener Hand in der Blume innersten Kranz der Blume giftigsten Feind.

Wohl dem, welchem zu rechter Zeit ein Auge aufgeht; er wahret seines Herzens Frieden, er gewinnt seiner Seele Heil, beide hängen zusammen wie Leib und Seele, wie Diesseits und Jenseits.»

Und an «Uli des Knechts» Hochzeit sagt der Pfarrer: «Denn glaubt es mir doch recht, das recht weltliche Glück und das himmlische Glück werden akkurat auf dem gleichen Weg gefunden».

Ähnliches geht aus Gotthelfs Lehre von den beiden Büchern hervor aus dem Anne-Bäbi-Roman: Das Buch des Lebens und das heilige Buch zusammen ergeben erst die ganze Welt.

Glück ist nicht Fortuna, die willkürlich zuteilt. Glück ist Arbeit. Wer an seinem irdischen Glück arbeitet, bringt es zu etwas, und wer es zu etwas bringt, lebt gottgefällig. Geld zu verdienen, Wohlstand zu erlangen, ist für Gotthelf keineswegs verwerflich, keineswegs unchristlich – im Gegenteil: es ist der Beweis, dass man erfolgreich durch die Welt gegangen ist. Irdisches Glück und himmlische Seligkeit hängen deswegen zusammen. Diese Weisheit ist Gegenstand der Hochzeitspredigt in «Uli der Knecht».

Christen und seine Familie in «Geld und Geist» müssen zuerst die bittere Erfahrung machen, wie Geld ihre Familie in Zwist stürzt. Erst als auch sie durch diese Welt des Geldes geschritten sind, sie erfahren und beherrschen gelernt haben, ist es ihnen möglich, sich gegen den Dorngrützbauern – den absoluten Geldmenschen – zu behaupten.

Oder Peter Käser, der Schulmeister, steht am Ende nicht nur als ein guter oder zumindest passabler Lehrer da, sondern auch als einer, der seine Familie ernähren kann. Der Mensch ist in die Welt gestellt, dass er sie liebe.

Es braucht für Gotthelf eben beides: Diesseits und Jenseits, Weltgetriebe und Transzendenz, Geld und Geist. Es braucht die Synthese im Sinne Pestalozzis. Das ganze dichterische Werk spricht davon, das ganze Werk handelt von Menschen, welche im Stande sind, die Synthese im Persönlichen oder in der Gemeinschaft zu verwirklichen oder daran zu scheitern, weil sie sie zu verhindern suchen.



Das einzige Jugendbildnis von Albert Bitzius, zur Zeit seines Besuchs bei der Helvetischen Gesellschaft in Langenthal. Allerdings ist das Porträt mit Jeremias Gotthelf unterzeichnet. Einen Gotthelf wird es erst zehn Jahre später geben. Die Authentizität des Bildes ist nicht ganz gesichert.

Jeremias im Bauernspiegel will, als ihm Anneli wegstirbt, selbst ein Gott sein und Gottes Allmacht nicht mehr anerkennen. Er begeht eine schwere Sünde, die ihn in seiner Entwicklung weit zurückwirft.

Der Vikar im Annebäbi ist ein Mensch, der ganz dem Geist verfällt und untauglich und unmenschlich handelt. Der Dorngrüttbauer ist ganz und gar ein Geldmensch und geht daran zu Grunde. Der Erfolg und Misserfolg der Käserei in der Vehfreude steht und fällt mit dieser Verbindung. «Uli der Pächter» wird ein Geizhals, und es braucht Vreneli, seine Frau, die ihn wieder auf den rechten Pfad führt. Und Christen in «Geld und Geist» gefährdet durch seine Unerfahrenheit in Geldsachen Glück und Seligkeit seiner Familie.

Hier lässt sich kurz auch ein Blick werfen auf Gotthelfs politische Stellung und Haltung, die von aussen inkonsequent und sprunghaft erscheint, im Grunde aber eigentlich konsequent ist. Im konservativen Staat der Restauration, der Gotthelfs Jugend und Studienzeit bestimmt hat, ist die Synthese nicht verwirklicht. Erst im liberalen Staat, der 1830 die Herrschaft des Patriziats unblutig beseitigt, sieht Gotthelf den Ausgleich aller Kräfte auch im Sinne Pestalozzis verwirklicht. Der radikale Staat ist dann für Gotthelf Ausdruck eines allgemeinen Verlustes von Religiosität, von

christlicher Grundhaltung. Darum kehrt er in seinem letzten Roman im «Schuldenbauer» wieder zu einer konservativen Haltung zurück, welche für ihn die Synthese von Geld und Geist doch noch besser verwirklicht. Der radikale Staat ist für Gotthelf ein Staat, der von Politik ohne christlichen Geist allein bestimmt ist. In ihm herrschen nur noch Menschengesetze, er ist im eigentlichen Sinne gottlos. Aus diesem Denken heraus sind Gotthelfs unversöhnliche Angriffe auf die Radikalen und ihre Ideen und Einrichtungen zu verstehen. Er sah die Radikalen als Menschen ohne christlichen Geist, als Geldmenschen, wie der Dorngrüttbauer einer ist. Dass er in diesen Angriffen oft zu weit ging und unbegründete Vorwürfe erhob, gehört zu Gotthelfs Tragik. Es wäre aber höchst interessant, diese Vorwürfe und Ausfälle nicht mehr auf dem Hintergrund der Schweiz von 1850 zu beurteilen, sondern aus der Sicht der heutigen Schweiz. Ich denke, dass man Gotthelf in vielem geradezu als Propheten bezeichnen müsste.

Pestalozzi sieht den Höhepunkt der Dekadenz-Entwicklung in der drohenden Proletarisierung des Volkes erreicht. Pestalozzi sagt dies als ein Greis – ein Jahr vor seinem Tode. Die Zeit der Entstehung von Gotthelfs Werk ist nun auch die Zeit der fortschreitenden Entwicklung der Industrialisierung.

Gotthelf ist nicht gegen die Industrialisierung, welche seine Lebenszeit bestimmt hat, er will ebenso wenig wie Pestalozzi das Rad der Zeit zurückdrehen. Er sieht im Gegenteil in der Industrialisierung nicht zuletzt auch – im eigentlichen Sinne des Wortes – das segensreiche Resultat des Fleisses, der in den Himmel führt. Aber wenn Industrie mit Politik sich verbindet, wenn die «industria» nicht mehr Gottes Gesetzen, sondern den Gesetzen der Menschen folgt, dann ist sie verderblich. Wenn Industrie nur den Geldmenschen hervorzubringen im Stande ist, dann muss sie bekämpft werden. Gotthelf glaubt im radikalen Staat eine Gesellschaft verwirklicht, die so denkt, handelt und politisiert.

In «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» kämpft Gotthelf gegen diese Form der Industrialisierung. Peter Käser wird Lehrer, nicht aus innerer Berufung, sondern weil er als Weber keine Chance hat.

Vreneli sagt zu Uli, der sich neuer kapitalistischer Wirtschaftsmethoden bedienen will und sich damit entfernt von einem christlichen Ethos: «Lass uns beten und arbeiten, das andere auf Gott stellen, der soll unser Rechenmeister sein.»

Gotthelf ist – das nebenbei – eigentlich der erste Dichter der deutschen Literatur, der die soziale Frage aufgreift und sie in seinem ganzen Werk immer wieder behandelt. Was im Naturalismus in Gerhart Hauptmanns Webern mit aller Wucht dann in die deutsche Literatur fährt, das Elend der schlesischen Weber, hat Gotthelf im Schulmeister bereits ein halbes Jahrhundert früher dargestellt. Er geht auch den grossen französischen Naturalisten voraus.

Der drohenden Proletarisierung des Volkes, das seine Ordnung nicht mehr in der göttlich-christlichen sucht, sondern sich seine Gesetze selber macht, dieser drohenden Proletarisierung kann auch bei Gotthelf – wie bei Pestalozzi – nur durch Bildung und Erziehung begegnet werden. Erziehung ist nicht wissenschaftliche Bildung, nicht pseudowissenschaftliche Scheinbildung. Die Schule muss tüchtig machen zur Arbeit, zum Handwerk und auch zur Fabrikarbeit. Sie muss lebensstüchtig machen; die Menschen – und gerade jene der mittellosen Klasse – zum Leben befähigen, so Pestalozzi. Und hierin steht Gotthelf wohl Pestalozzi am nächsten. Gotthelfs ganzes Werk kann man auch unter dem Aspekt der Erziehung lesen. Immer wieder geht es um Erziehungsfragen, um Erziehung zu jener Synthese, welche für Pestalozzi wie für Gotthelf das richtige Leben möglich macht.

In diesem Zusammenhang ist Gotthelfs ungestümes, nie erlahmendes, aber nicht immer ganz glückliches Engagement für die Schule zu sehen. Aber auch seine Ausfälle gegen die Sekundarschulen, die zu seiner Zeit gegründet werden, haben hier ihren Ursprung. Gotthelf wirft ihnen vor, sie erzögen nicht, sie vermittelten nur Scheinbildung, die nicht zum Leben taue.

Wenn irgendwo, dann in der Frage der Schule ist Gotthelf Pestalozzis Jünger. Gotthelf stellt – wie Pestalozzi – immer das Kind über die Schule. Schule ist nur ein Hilfsmittel in der Ganzheit der Erziehung. Es gibt für Gotthelf keine Bildung, die nicht auch Erziehung ist. Alle Schule ist Erziehung zu wahrer Christlichkeit. Eine Schule, die nur Wissen vermittelt, ist das Verderben der Gesellschaft. Schule erzieht letztlich zur Einsicht in die Gültigkeit der christlichen Weltordnung. Und für Gotthelf wie für Pestalozzi ist es diese Einsicht allein, die zum Leben befähigt. Diese Einsicht kann gültig aber nur in der Familie aufgebaut werden. Die Familie ist für beide – Gotthelf wie Pestalozzi – der primäre Ort der Erziehung. Die Familie ist die einzige Institution, die von Gott eingerichtet ist, alle anderen



Johann Heinrich Pestalozzi
um 1824 nach einer Lithographie
von J. Thomson.

Institutionen sind Menschenwerk und kommen für Gotthelf in verdächtige Nähe zur Politik. So widmet Gotthelf diesem Gedanken seine Schrift «Ein Wort zur Pestalozzi-Feier» zum 100. Geburtstag Pestalozzis im Jahre 1846. Er sagt darin: «Der Geist der Zeit ist ein abgöttischer Geist, der sich selbst zum Götzen macht, ein Geist der Selbstsucht, daher der Vereinzelung, des Isolierens, flüchtig und unbeständig in der Wahl seiner Mittel zur Erreichung seiner Zwecke. Von diesem Geist war die Schule ergriffen, sie isolierte oder emanzipierte sich, wie man zu sagen pflegt, ward zum Selbstzweck oder zum eigenen Götzen, wie man sagen könnte.»

Damit entfernt sich die Schule von Pestalozzis Ideen und Grundanliegen, wie er sie auch in der Langenthaler Rede zum letzten Mal öffentlich vortragen hat. Die Schule hat sich vor allem vom Hause, der Familie emanzipiert, sie ist wissenschaftlich geworden und dient damit nicht mehr der eigentlichen Bildung, sondern höchstens noch einer beliebigen Ausbildung zu einem Zweck, der gerade Mode ist oder besonders viele persönliche Vorteile verspricht.

Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland. Nicht von ungefähr ist dies ein Gotthelf-Wort.

Pestalozzi forderte in Langenthal eine Bildung, die das Leben meistern lässt. Eine Bildung, die in einer christlichen Haltung den Anforderungen

der Welt genügt, glücklich machen kann, ohne dass dies Glück vom Materiellen allein bestimmt ist, ohne dass diese Bildung von einem platten Nützlichkeitsdenken bestimmt ist. Und Gotthelf stellt in seinem ganzen Werk immer wieder den Prozess dar, wie Menschen diese Bildung erlangen und wie sie ihr Leben meistern oder – aus Mangel an dieser Bildung – zu Grunde gehen.

Pestalozzis Langenthaler Rede ist abgedruckt im Band 27 der Sämtlichen Werke. (Johann Heinrich Pestalozzi: «Sämtliche Werke» Band 27; Schriften aus den Jahren 1820–1826; Hrsg. von Emanuel Dejung und Käte Silber; Zürich 1976)
Die vorliegende Arbeit stützt sich vor allem auf den reichen Anmerkungsapparat dieser Ausgabe und auf den Vortrag von J.R. Meyer über Pestalozzis Langenthaler Rede, erschienen in der Sonndagspost – einer Beilage zum Langenthaler Tagblatt – wiederabgedruckt in den Langenthaler Heimatblättern 1964, S. 84–100.